

## Kinder der Sonne

In der chinesischen Sprache gelten sogenannte Mongoloide, die am Down-Syndrom leiden, als „Kinder der Sonne“, denn nach asiatischer Vorstellung sind diese Menschen in ihrer Feinfühligkeit einem natürlichen Lebensempfinden am nächsten.

Dieses Phänomen haben die Schauspielerin Gisela Höhne und ihr Lebensgefährte, der Regisseur Klaus Erforth, bei der Namensgebung ihres Behindertenvereins Sonnenuhr e.V. aufgegriffen. Durch die eigenen Erfahrungen mit ihrem geistig behinderten Sohn Moritz kamen die beiden 1990 auf die Idee, anderen Behinderten die gemeinsame künstlerische Arbeit mit Nichtbehinderten zu ermöglichen.

„Ein Recht auf Schule gab es für Behinderte in der DDR nicht. Zwar existierten schlecht geführte Tagestätten, wo die Kinder auch Aufführungen einstudierten, aber es war entsetzlich mitanzusehen, wie unbeholfen sie da vor sich hinstammelten“, berichtet Erforth.

Anfänglich wünschten sich die Kinder einen Zirkus, damit hat die Truppe angefangen. Mittlerweile töpfern, schauspielern, malen, bildhauern, fotografieren, weben, tanzen und musizieren hier 130 behinderte Erwachsene, Jugendliche und Kinder mit 50 Nichtbehinderten. Die Lehrer holt sich Erforth aus Galerien und Theatern. „Die meisten haben Berührungängste, sind dann aber von der ungestürmten Zärtlichkeit der Behinderten und der wunderbaren Leichtigkeit ihrer Kunst so beeindruckt, daß ihnen die Arbeit für ihr eigenes Schaffen eine Bereicherung ist“, erzählt Erforth begeistert. „Gleichwohl passen nicht alle hierher, und von manchen mußten wir uns auch wieder trennen.“

Hier greift ein in ganz Deutschland einmaliges und umfassendes Konzept, das zudem noch der häufig vorhandenen Doppelbegabung behinderter Menschen gerecht wird, mitgetragen von bekannten Künstlern und unterstützt von Politikern und Stiftungen.

Erforths Beziehungen zum Deutschen Theater kommen dem Verein dabei zugute. Regelmäßig werden dort Theaterstücke aufge-

## Rund um den Kollwitzplatz

führt. Jede Premiere ist von einer Ausstellung begleitet, damit sich alle präsentieren können. „Die Kunst ist in der Krise, und hier bei uns spüren die Leute das Ursprüngliche, nach dem sie suchen“, erklärt sich Erforth den Erfolg. Für das nächste Jahr visiert er eine große Kunstauktion mit Hilfe der Villa Grisebach an. Das Auktionsgut soll eine Mischung aus eigener Produktion und Kunstwerken international renommierter Künstler sein.

Daß dieses in Deutschland einmalige Modell auch von Außenstehenden gewürdigt wird, zeigte sich kürzlich daran, daß das Künstlerpaar als zwei von drei Berlinern zum Neujahrsempfang des Bundespräsidenten geladen war.

Wie alle anderen in der KulturBrauerei muß auch die Sonnenuhr ständig finanziell jonglieren. Zwar sind Fördermittel in den Haushaltsplan des Jugend- und Familiensenators eingestellt, und auch das Arbeitsamt spielt mit, aber die Arbeitsmaterialien, die Miete und die 15 Honorarkräfte kosten viel Geld.

Als ich das Haus der Sonnenuhr in der KulturBrauerei verlasse, spricht mich ein behinderter Junge an und möchte wissen, was ich da gemacht habe. Ich erzähle ihm von meinem Interview. „Ach ja“, seufzt er, „Sonnenuhr ist eigentlich immer was Schönes“.

## Schlemmen bei Konnopke

Nirgendwo schmeckt sie so wie hier, die Currywurst, kross und goldbraun paniert, veredelt mit der leckeren Ketchupsoße, deren spezielle Mischung seit drei Generationen ein Familiengeheimnis ist.

Die tüchtige Inhaberin Waltraud Ziervogel pflegt ihre Stammkundschaft, sie kennt die Gesichter, die freilich seit der Wende häufiger wechseln. Ein bißchen wehmütig trauert sie schon der alten Zeit nach, als ihr der Verkehr an der Schönhauser noch nicht so um die Imbißbude unterm Magistratsschirm brauste und sie die Kunden noch wie die Mutter einer großen Familie versorgte.

Das resolute Persönchen, ein echtes Berliner Herz mit Schnauze, ist die Enkelin des pfiffigen Firmengründers Max Konnopke. Seit 1930 gingen hier schon Abertausende von Kartoffelpuffern, gebratenen Fischfilets und frischen Würsten über den Tresen, montags bis freitags in zwei Schichten von morgens halb fünf bis abends um sieben. Herr Ziervogel macht am Nachmittag die Zigarettenbude nebenan.

Der gute Ruf Konnopkes dringt schon längst bis in den Westteil von Berlin, aber dennoch hat die Wurstfrau Sorgen. Die guten Zeiten scheinen vorbei, denn seit dem Mauerfall schwappt die Dönerwelle über den Osten, und die deutsche Wurst scheint out zu sein. Es sind vor allem die Alten, die hier mehr oder weniger regelmäßig ihre Rente verspeisen, denn Konnopke ist preiswert. Sogar der Service fehlt nicht. Die Tische werden regelmäßig gesäubert, anschließend wird sogar abgeräumt, von jungen Damen in rosa Schürzchen!

Ein gepflegter Mampf bei Konnopke ist was wert und geht – wie die Autorin selbst mehrfach testen konnte – garantiert ohne das sonst übliche Magenzwicken vor Fettüberdruß nach dem Genuß einer Currywurst ab!

# Zwischen Prenzlauer Allee und Greifswalder Straße

Kirchhof, Kafka, Kommunismus

---

Im Vergleich zu den spätklassizistischen Häusern im Uckermärki-  
schen Viertel stammt die Bebauung des Gebiets zwischen Prenz-  
lauer und Greifswalder – zumindest bis zur Dimitroffstraße – aus der  
Gründerzeit.

## **Ruhestätten des Berliner Bürgertums Die Friedhöfe St.Georgen, St. Marien und St. Nikolai**

Beiderseits der kleinen Straße Prenzlauer Berg erstreckt sich ein  
großes geschlossenes Friedhofsareal, daß strenggenommen aus  
drei einzelnen Friedhöfen besteht: Der älteste, an der Prenzlauer  
Allee, ist der Alte Friedhof der St. Nikolai und St. Marien-Gemeinde  
(ANM), 1802 noch außerhalb der Berliner Akzisemauer angelegt.  
1814 kam dann der St. Georgenfriedhof (SG) an der Greifswalder  
Straße und 1858, mit Eingang an der Prenzlauer Allee, der Neue  
Friedhof der St. Nikolai und St. Marien-Gemeinde (NNM) hinzu. Seit  
1970 wird hier nicht mehr bestattet.

Die Kirchhöfe sind nicht gerade als Prominentenfriedhöfe in die Ber-  
liner Geschichte eingegangen, dafür ruht hier das mittelständisch-  
gutsituierte Bürgertum aus Handel, Kunst und Gewerbe. Diese wohl-  
habenden Familien waren in der Lage, die hohen Bestattungsge-  
bühren an die Gemeinde zu entrichten und ließen sich von Künstlern  
ihrer Zeit attraktive Mausoleen, Wandgräber und schmiedeeiserne  
Kreuze in den Gitterfeldern erbauen. Die weniger Reichen dagegen  
mußten sich auf einem kostenfreien Armenkirchhof wie in der nahe-  
gelegenen Landsberger Allee beerdigen lassen.

Bei einem Gang durch die Gräberreihen wird offenbar, daß die für die  
lokale Bezirksgeschichte so wichtige Gutsbesitzerfamilie Bötzw  
(SG) hier insgesamt fünf Erbbegräbnisse hat. Das Mausoleum des  
einflußreichen Landbesitzers und Kirchenstifters Wilhelm Griebenow



*Grabmal auf dem Friedhof St. Georgen*

(SG) mußte nach dem Krieg abgetragen werden, dafür hat sich die einzigartige Sitzfigur einer Trauernden vom Grabmal des Münzmechanicus Ernst Gottlieb Kleinstüber (SG) noch in ihrer ganzen klassischen Schönheit bewahrt. Und es geht noch weiter im Berliner Namens-Verzeichnis: Eduard Knoblauch (ANM), bekannt als Erbauer der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße, hat hier eine ganz schlichte schwarze Granitstele. Der Bankier Christian Wilhelm Brose (ANM), der Freunde wie Scharnhorst, Gneisenau und Clausewitz in sein Familienschlößchen in Pankow-Niederschönhausen einlud, ließ sich noch zu Lebzeiten vermutlich von Schinkel eine neugotische Gruft entwerfen.

Die Friedhofskapellen bewahren eine stattliche und kunsthistorisch wertvolle Anzahl von Ausstattungstücken aus der Marien- und Nikolaikirche in Berlin-Mitte, wodurch der Bezug zur Pfarre deutlich wird. Die Atmosphäre auf den Friedhöfen ist lauschtig, die Gräber oft halb verfallen, die Efeuranken- und Farnbüschel wildromantisch verwachsen. Dennoch: die Bau- und Gartendenkmalpflege ist seit der Wende verstärkt um die Anlagen bemüht.

Zu Beginn oder zum Abschied, je nachdem, lohnt sich ein Blick auf das rote Klinker-Portal am Haupteingang des Alten Friedhofs der Nikolai- und Mariengemeinde: Im Giebelrelief des Sandsteintympanons hat der Bildhauer Ernst Wenck 1914 nach einem Entwurf von Max Hasak in sieben Figurengruppen die menschlichen Lebensjahre vom Säugling bis zum Greis dargestellt.

## **Kafkas Briefe an Felice**

Mit dem Haus Immanuelkirchstraße 29 verknüpft sich die Geschichte einer Liebe zwischen Franz Kafka und seiner zweimaligen Verlobten Felice Bauer. Von 1899 bis 1913 lebte hier die um vier Jahre jüngere Felice mit ihrer alleinstehenden Mutter und den vier Geschwistern.

Kafka lernte das Berliner Mädchen 1912 im Hause seines Freundes Max Brod in Prag kennen. Wenig schmeichelhaft notierte er anschließend in sein Tagebuch: „Ein leeres Gesicht, das seine Leere offen trug ...“ – Platz genug jedenfalls für die Ausbreitung seiner Einbildungskraft, die er sofort als Liebe zu erkennen glaubte.

In der Folgezeit beglückte er Felice von Prag aus mit einer leidenschaftlichen Briefflut. Binnen kürzester Frist steigerte sich die Anrede von „Sehr geehrtes Fräulein“ über „Liebste Fräulein“ zu „Liebste“. Sie antwortete erst zögernd, ließ die berühmten Drei-Wochen-Fristen verstreichen und schrieb schließlich immer regelmäßiger.

Felice arbeitete als geschätzte Prokuristin bei der Firma Carl Lindström, die Diktiergeräte und Parlographen herstellte. Anfänglich litt Kafka unter der Angst, abgewiesen zu werden: „... außerdem fürchtete ich, daß die Adresse falsch wäre, denn wer war Immanuel Kirch? Und nichts ist trauriger, als einen Brief an eine unsichere Adresse zu schicken, das ist ja dann kein Brief, das ist mehr ein Seufzer. Als ich dann wußte, daß in Ihrer Gasse eine Imm.-Kirche steht, war wieder eine Zeitlang gut.“

Alles, aber auch alles, begehrte er von ihr zu wissen und malte sich amüsiert ihre Lebensgewohnheiten aus: „... wenn Sie im Theater waren und daß Sie dann bei der Rückkehr durch eine besondere Art des Händeklatschens Ihre Mutter von der Gasse aus aufmerksam machen, die Ihnen dann das Haustor aufmachen läßt. Ist es in dieser etwas merkwürdigen Weise richtig?“ Interessiert schlußfolgerte er:

## Zwischen Prezlauer Allee und Greifswalder Straße

„Sie müssen überdies ganz niedrig wohnen, wie könnte man sonst das Händeklatschen von der Straße her hören ...?“

Nach zehn Monaten bat er sie um ihre Hand, löste aber das Verlöb-  
nis, als der Hochzeitstermin drohend näherrückte. Es lief immer auf  
dasselbe hinaus: Gegen den Kampf um seine literarische Vollen-  
dung stand die Angst, an der Wirklichkeit zu scheitern. Zusammen-  
treffen, die Felice anregte, schlug er mit der Begründung aus, die  
„kärglichen Feiertage zum Schreiben benützen“ zu müssen. Ihr  
unkomplizierter und lebensbejahender Realitätssinn stand in bestür-  
zendem Kontrast zu seiner Vorliebe für ferne Schwebezustände.

Sie, die nur wenig Sinn für seine literarische Arbeit aufbringen  
konnte, liebte den Heldinnen seiner Werke – von Frieda Brandenfeld  
bis Fräulein Bürstner – ihre Namensinitialen. Er für seinen Teil hat das  
Unglück, das er über dieses Mädchen brachte, das, wie er sagte, mit  
ihm „unter die Räder dieses Wagens“ kam, immer empfunden: „....  
ich kann nicht glauben, daß in irgendeinem Märchen um irgendeine  
Frau mehr und verzweifelter gekämpft worden ist, als um Dich in mir  
...“, ließ er sie wissen – im Grunde aber rang er um sich selbst.

Jahrelang schleppte sich das schwierige Verhältnis unentschlossen  
dahin. Dennoch ging man ein zweites Verlöb-  
nis ein, reiste zusam-  
men nach Karlsbad und Marienbad, bis sich die Bindung 1917 durch  
den Ausbruch von Kafkas Tuberkulose endgültig löste. Kurz darauf  
heiratete Felice einen wohlhabenden Berliner Geschäftsmann, mit  
dem sie wegen ihres jüdischen Glaubens 1936 nach Amerika emi-  
grierte.

1955 veräußerte sie Kafkas Liebesbriefe an den Schocken Verlag;  
seitdem sind sie publiziert. Ihre Briefe, die sie aus der stillen Imma-  
nelkirchstraße an Kafka sandte, sind offenbar verlorengegangen.

## Ein bißchen mehr Gefühl für die Gegenwart ...

Aus dem Leben der Marianne Blankenfeld

Auf die Frage, ob sie sich vorstellen könnte, woanders zu leben, lacht sie, schüttelt den Kopf und erzählt, daß sie schon vor der Wende die Gelegenheit hatte, über eine Heirat in den Westen auszuwandern, sich aber nicht dazu entschließen konnte. „Ich war einfach mit dem Prenzlauer Berg noch nicht fertig und bin davon ausgegangen, daß ich hier im Osten noch gebraucht werde“, berichtet Marianne.

Das Phänomen des Flüchtens, bei dem es kein Zurück mehr gab, wurde in ihrem Freundeskreis ständig diskutiert. Sie scheute diesen unnatürlichen Bruch, der ihr am Ende konfliktbeladener schien als das Hierbleiben.

„Der Bezirk war immer wie ein heruntergekommenes Hündchen für mich, das ich irgendwo auf der Straße aufgelesen hatte – grau, häßlich, verhungert“, sagt Marianne. Vier Jahre lang plante die diplomierte Architektin an Marzahn, bis sie am Ende das Gefühl hatte, daß es so nicht weiterging. „Ich wollte etwas Sinnvolles machen und landete bei der städtebaulichen Denkmalpflege. Das hat mich letztendlich zum Bleiben bewegt.“

Die Aussicht auf den Umzug in eine so völlig andere und deshalb spannende Gegend wie die süddeutsche Denkmallandschaft mit ihren großartigen barocken Kirchen und Klöstern hat Marianne zwar schwanken, aber nicht umkippen lassen.

Damals wohnte sie noch am Kollwitzplatz, denn hier fand sich der „harte Kern von Prenzlauer Berg“. Es war Platz für Vielfalt und Anonymität, hier wurde am meisten Toleranz gelebt. Als Marianne damals nicht arbeiten konnte, weil ihr kleines behindertes Töchterlein, wie sie sagt, noch nicht „krippenfähig“ war, bekam sie Kontakt zu einer politischen Gruppe, den späteren Gründungsmitgliedern der Vereinigten Linken. Marianne bezeichnet sich heute

zwar nur als „Randfigur“ dieser Szene, aber ihre Erlebnisse sind dennoch nicht von Pappe.

Als eines Tages ein unbeschwerter Österreicher auftauchte, der den Ostblock per Rucksack bereiste und aktives Mitglied bei Amnesty-International war, erklärte sie sich gern bereit, Informationen über eingelochte Freunde nach Österreich zu befördern, damit Amnesty aktiv werden konnte.

Unverdächtige Urlaubspostkarten mußten herhalten, auf denen Marianne beispielsweise mitteilte, es sei heute 32,8° heiß gewesen. Das hieß dann übersetzt: Die Freundin war nach Paragraph 32, Absatz 8 des DDR-Strafgesetzbuches verknackt worden. „Wir waren ungeheuer vorsichtig“, berichtet Marianne. Und weil natürlich noch ein paar andere „Vergehen“, wie die Weitergabe von staatsgefährdenden Schriften, dazu kamen, hat sie immer unter enormer Angst gelitten. Später, beim Lesen ihrer Stasi-Akte, mußte sie erstaunt feststellen, daß die Firma Horch und Guck keineswegs von ihrem Geheimnis geahnt, sondern sich nur mit profansten Alltagsdingen aufgehalten hatte. Mit nachbarschaftlichen Befragungen und dem Öffnen von Liebesbriefen etwa!

Gegenwärtig nimmt sie die rapiden Veränderungen an ihrem Wohnort, der Christburger Straße, sehr bewußt wahr und freut sich über Neuerungen. Als allerdings jüngst an der Ecke ein Italiener sein Lokal eröffnete, hat sie sich doch wieder einmal über die Anpassung der Ausländer an die deutsche Kultur geärgert. Die spießige Gemütlichkeit der italienischen und türkischen Restaurants in furnierter Eiche und den Kunstblumengestecken findet sie traurig. Es wäre ihr lieber, wenn die Ausländer ihre eigene Kultur ungenierter und selbstbewußter lebten.

Um abschließend noch einmal auf das Emigrationsproblem zurückzukommen: Mit ihrer Vision, sich für den Prenzlauer Berg engagieren zu können, sollte Marianne recht behalten, denn heute ist sie die Leiterin der Unteren Denkmalschutzbehörde im Bezirk und kann den „leblosen Höhlen einer versunkenen Großstadt“, wie sie selbst sagt, wieder zu neuem Glanz verhelfen.

## Ordnung im Chaos

### Das Raster von James Hobrecht

Als die Berliner Bevölkerungszahl infolge der industriellen Revolution in kürzester Zeit von 450 000 auf über eine Million stieg, sah die nördlichen Feldmark vor den Toren der Stadt noch relativ unberührt aus.

Als städtebauliches Gerüst gab es eigentlich nur drei fächerförmig hinausführende Verkehrswege, die Schönhauser und die Prenzlauer Allee sowie die Greifswalder Straße. Diese drei Radialstraßen durchkreuzte ein innerer Ring, die spätere Dimitroffstraße. 1858 beauftragte der Berliner Polizeipräsident den damals gerade 33jährigen Baurat James Hobrecht (1825–1902), einen Bruder des späteren Oberbürgermeisters Arthur Hobrecht, mit der Erstellung eines Bebauungsplans. Der Bauingenieur, der aus dem litauischen Memel stammte und an der Berliner Bauakademie studiert hatte, sollte mit diesem Auftrag als Planungsvater des gründerzeitlichen Berlins in die Geschichte eingehen.

Doch dabei hatte der junge Hobrecht allerhöchste Wünsche zu berücksichtigen. Der für seine Kunstsinnigkeit bekannte König Friedrich Wilhelm IV. wünschte sich eine Anlehnung an die Stadtplanung des Barons Georges-Eugène Haussmann, der 1853, von Napoleon III. berufen, das moderne Stadtbild von Paris gestaltet hatte. Nach diesem Vorbild projizierte Hobrecht nun in den Jahren bis 1862 ein Netz von größeren Boulevards, die bereits vorhandene Ausfallstraßen durch schmalere Querstraßen rechtwinklig miteinander verbanden. Dabei richtete er sich exakt nach den vorhandenen Parzellengrenzen der Grundstücke. Wegen seiner Eleganz und Modernität von den einen hochgelobt, bespotteten die anderen die geistlose Monotonie des Plans.

Eines hatte der Stadtplaner Hobrecht aber nicht vergessen, nämlich die Gleichförmigkeit seines Straßennetzes mit schmucken Plätzen zu beleben. Nachahmenswerte Vorbilder erkannte er in den Londoner Squares und im Berliner Gendarmenmarkt. Zur Wahrung eines Minimums an Lebensqualität gewannen diese grünen Oasen inmitten des Mietskasernengewimmels eine ganz besondere Bedeutung. „Pausen in der alsbald dröhnenden Stadtmusik“, wie ein poetisch veranlagter Zeit-Magazin-Autor die Plätze kürzlich einmal titulierte.

Ein Blick auf den Stadtplan genügt: Im eindrucksvollen Kontrast zu den krummen Sträßchen von Berlin-Mitte läßt sich noch heute das strenge Hobrechtsche Straßennetz hervorragend nachvollziehen.

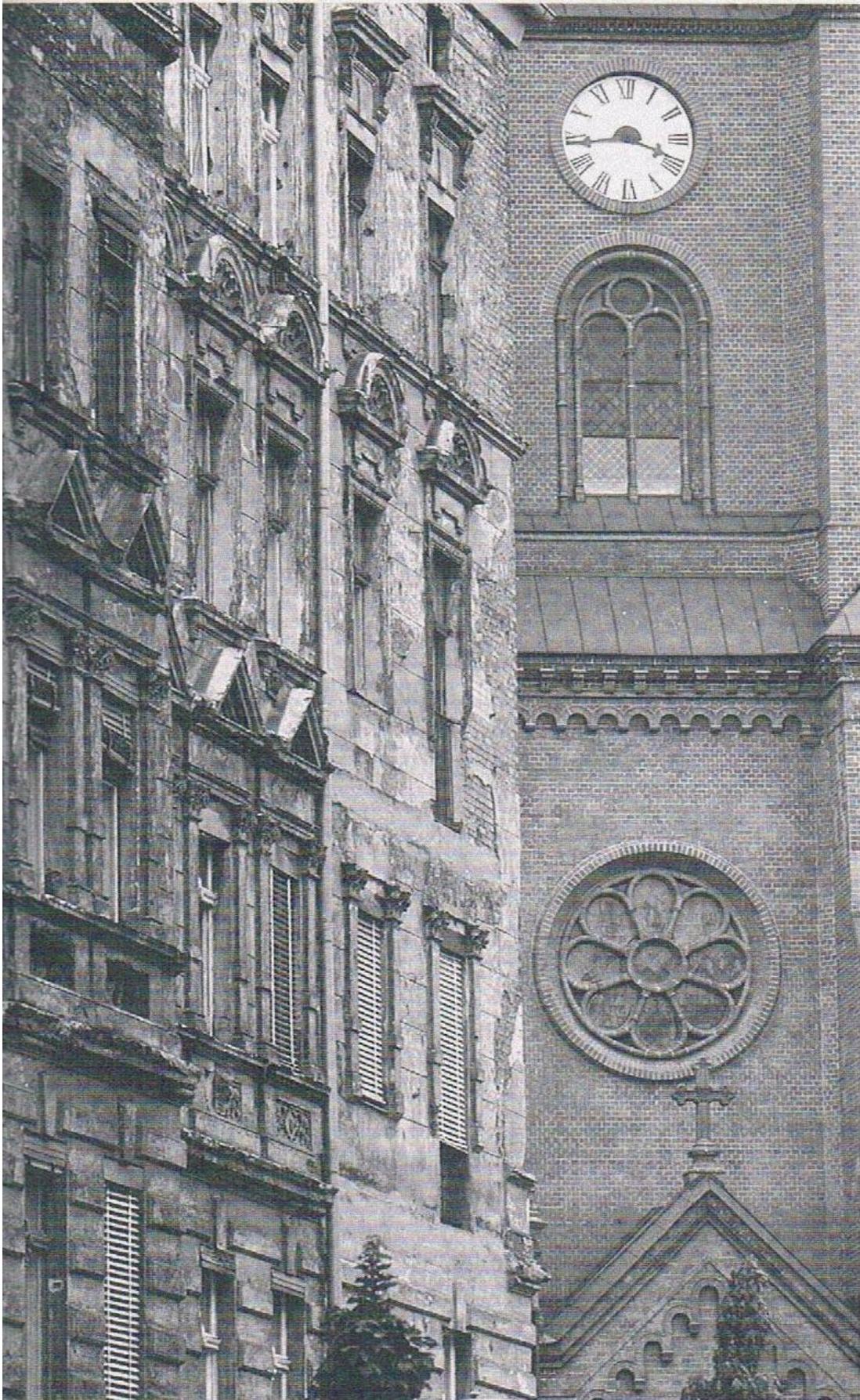
## Wo sich die Opposition formierte: Die Gethsemanekirche

Seit den politischen Geschehnissen im Herbst 1989 ist die evangelische Gethsemanekirche an der Stargarder Straße weit über ihre Gemeindegrenzen hinaus bekannt geworden. Was für Leipzig die Nikolaikirche, war für Berlin die Gethsemanekirche.

Pfarrer und Anwohner wissen noch heute in bewegten Worten von der Zeit des Umbruchs zu erzählen. Die Gethsemanekirche ist eins der größten Gotteshäuser in ganz Berlin und war daher besonders gut für die großen Menschenansammlungen geeignet. An den Wänden waren die Wandzeitungen der Bürgerrechtler zu lesen, hier wurden Fürbittegebete gesprochen und Mahngottesdienste abgehalten. Politisch unliebsamen Liedermachern, die in der DDR nirgendwo anders auftreten durften, bot man hier ein Forum. Zum Schluß war der Eingangsbereich von außen mit zahllosen Kerzenlichtern übersät, was schon für sich sehr eindrucksvoll aussah, da die Kirche auf leicht erhöhtem Grundstück steht. Immer und immer wieder zündeten die Menschen neue Kerzen an, in den Fenstern ihrer Häuser und auf den Treppenstufen der Kirche klebten ganze Wachsberge.

Es gehört nun mal zum Stil der Pfarrei, immer mit Bedacht gegen den Strich zu bürsten. So wurde zum hundertjährigen Kirchenjubiläum 1993 am Portal eine Christusstatue aufgestellt, die ursprünglich aus der 1985 gesprengten Versöhnungskirche auf dem Mauerstreifen an der Bernauer Straße stammt. Und auch weiterhin sollen Menschen, die aus der Amtskirche ausgegrenzt werden, hier ein Sprachforum finden können. So sprach kürzlich Eugen Drewermann über seine tiefenpsychologischen Märcheninterpretationen – und es war proppenvoll.

Aber nicht nur in historischer, sondern auch kunsthistorischer Hinsicht ist die Kirche etwas Besonderes. Alles fing damit an, daß die reiche Gutsbesitzerwitwe Griebenow, die noch mehrere solcher Grundstücke im Prenzlauer Berg besaß, der Kirche 1890 diese Parzelle schenkte. Schon lange war ein Kirchbau in dieser Gegend fällig, Kaiser Wilhelm I. hatte auch schon 200 000 Mark dafür gespendet. Deshalb behielt sich auch sein Enkel, Kaiser Wilhelm II., per Erlaß die Namensgebung vor. Gethsemane, das heißt auf hebräisch Ölkelter und bezeichnet nach Matth. 26,36 die Stätte der Gefangennahme Jesu am Fuß des Ölbergs bei Jerusalem.



Gethsemanekirche

## Vom Helmholtz- zum Humannplatz

Als Architekt wurde der Geheime Oberbaurat August Orth ausgesucht, der schon vorher die Zionskirche in Berlin-Mitte gebaut hatte. Orth stammt aus der Schinkelschule der Berliner Bauakademie und erregte in späteren Jahren oft Aufsehen wegen seiner stilistischen Eigentümlichkeit. So auch bei der Gethsemankirche: Er mischte den Charakter einer typisch protestantischen Großstadtkirche im historistischen Rundbogenstil des 19. Jhs. mit vielen dekorativen Elementen, die schon den Jugendstil anzukündigen scheinen und auf damalige Augen ziemlich befremdlich gewirkt haben müssen. Den weiten, angenehm hellen Innenraum gestaltete Orth durch kühne statische Konstruktionen wie die ganz flachen Korbbögen der Emporen und die überschlanken Stützen, mit denen er sich Ärger bei der Bauaufsicht einhandelte.

Überhaupt ist der Raumeindruck beim Betreten höchst überraschend: Was von außen wie ein völlig üblich konzipiertes Langhaus aussieht, entpuppt sich im Kirchenschiff als eingeschriebenes Oktagon. Mit seiner architektonischen Sprache erreichte Orth dadurch ein verstärktes Einheitsgefühl unter den Gläubigen, was sicher auch den Oppositionellen im Herbst 1989 zugute kam.

Richtig gemütlich und intim ist die schräg freistehende Kirche in das Halbrund der umgebenden Mietshausbebauung eingebettet. Das ist einmal etwas anderes als die exakt in der Bauflucht zwischen zwei Häusern eingeklemmten Straßenkirchen, die es im Prenzlauer Berg so häufig gibt. Dabei war hier damals nur freies Feld, erst kam die Kirche, dann die Häuser dazu.

Einen Nachteil hat das Wohnen für die Anwohner hier aber doch: Ein längeres Sonntagsschläfchen ist kaum möglich, denn es schallt mächtig im Kirchenrund, wenn um 9.30 Uhr gnadenlos die Glocken läuten!